

# „Land an der Memel“

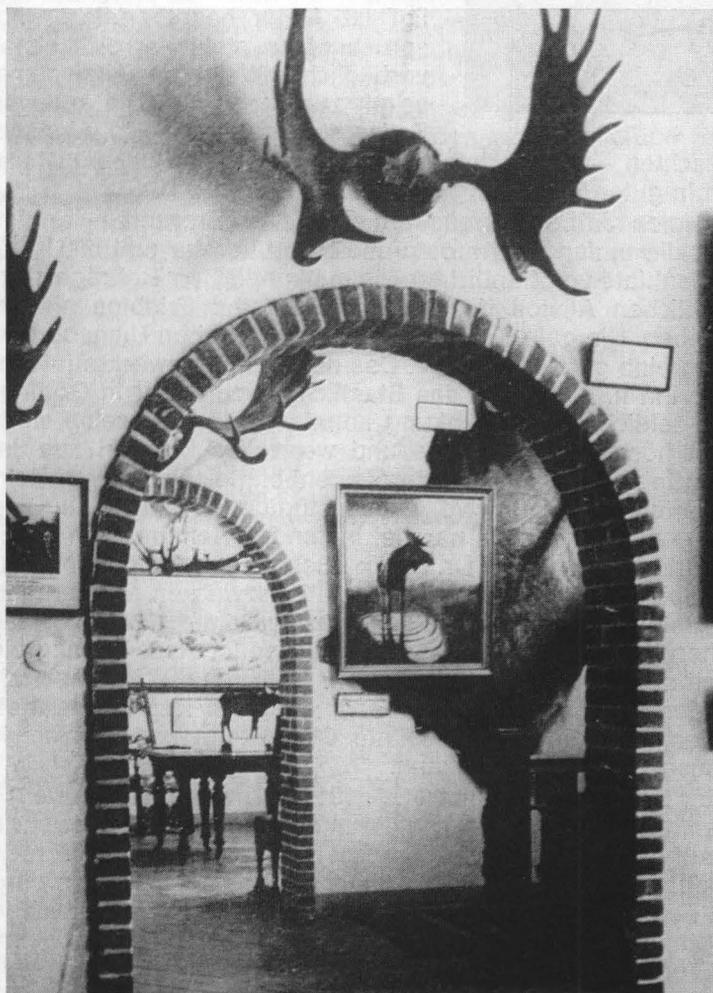
Heimatrundbrief  
für den Kreis  
Tilsit-Ragnit

herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit e. V.  
mit Unterstützung des Patenkreises Plön sowie der Paten-  
städte Preetz, Plön, Lütjenburg und der Patengemeinden  
Flintbek, Heikendorf, Schönberg

8. Jahrgang

— Weihnachten 1974 —

Nr. 15



Das „Ostpreußische Jagdmuseum“ in Lüneburg



## Walter Broszeit

Wenn wir heute die verdienstvolle Mitarbeit eines Mannes würdigen, so geschieht das aus freudigem Herzen. Wir haben unserem Landsmann Walter Broszeit aufrichtigen Dank dafür zu sagen, daß er seit Erscheinen unserer Heimatrundbriefe an deren Mitgestaltung in aktiver Weise beteiligt ist. Trotz hauptberuflicher Inanspruchnahme stellte er sich stets in vorbildlicher Weise der Kreisgemeinschaft zur Verfügung. Die aus seiner Feder stammenden — in Abständen

gebrachten — Rundbriefbeiträge werden vielen unseren Lesern noch in guter Erinnerung sein.

Vor vielen Jahren bereits erhielt Walter Broszeit — angeregt durch die umfangreiche ostpreußische Literatur und die im Ostpreußenblatt veröffentlichten heimatkundlichen Beiträge — den eigentlichen Anstoß dazu, Gesehenes und Erlebtes niederzuschreiben. Die gute Kenntnis seiner heimatlichen Umgebung war für ihn eine gute Grundlage. Das nun in ihm geweckte Interesse führte ihn u. a. auch in das Staatliche Archivlager in Göttingen. Trotz zeitlicher Beschränkung konnte er dort für seine weitere Arbeit höchst interessantes und wertvolles Material aus Jahrhunderte zurückliegender Vergangenheit seiner engeren Heimat auswerten. Das intensive Quellenstudium veranlaßte ihn dann auch — zu den damals parallel laufenden Bemühungen unseres verstorbenen Landrats Dr. Brix, Gemeindebeschreibungen und Kirchspielschroniken zu Dokumentationszwecken anzufertigen — die Erstellung einer Chronik für das gesamte Kirchspiel Sandkirchen in Angriff zu nehmen; inzwischen ist diese umfangreiche Arbeit abgeschlossen und nunmehr druckreif. Kreisgemeinschaft und der Autor hoffen nach Überwindung der letzten finanziellen Hürden, daß diese interessante Chronik im kommenden Jahr herausgegeben werden kann.

Walter Broszeit wurde am 24. 9. 1911 in Dreifurt (Galbrasten) geboren, trat 1931 als Berufssoldat in die damalige Reichswehr ein, um auf diesem Wege die Voraussetzungen für eine spätere Verwendung im Staatsdienst zu erlangen. Nach seiner Beförderung zum Feldwebel war er bis zum Kriegsbeginn auch zugleich letzter Standartenträger seines Truppenverbandes. Nach zweimaliger Verwundung — zuletzt 1944 — wobei er sein Bein verlor, endete für ihn der fünfjährige Kriegseinsatz; als Schwerbeschä-

digter fand er vorerst im Kreis Bersenbrück ein Unterkommen, von wo aus er sich um die Familienzusammenführung, seine Prothesenversorgung und um sein angestrebtes Berufsziel bemühte. In den Nachkriegsjahren stand Walter Broszeit zunächst als Angestellter im Beschäftigtenverhältnis der Kreisverwaltung Bersenbrück und trat nach Ablegung der erforderlichen Prüfung für die Beamtenlaufbahn 1958 in den Dienst der Kreisverwaltung Olpe/Westfalen über, wo er überwiegend im Lastenausgleichsamt tätig war und aufgrund seiner Fachkenntnis einer ganzen Anzahl von Landsleuten seiner engeren Heimat, die sich an ihn privat wandten, zu ihren oft nicht unerheblichen, berechtigten Ansprüchen verhelfen konnte.

Landsmann Broszeit, der sich in besonderem Maße heimatverbunden fühlt und sich durch seinen persönlichen Einsatz, seine hilfsbereite und bescheidene Zurückhaltung ausgezeichnet hat, ist nunmehr nach 42 Dienstjahren in den wohlverdienten Ruhestand getreten.

Die Kreisgemeinschaft und seine alten getreuen Freunde hoffen, daß ihm auch nach der Zur-Ruhe-Setzung seine Schaffenskraft erhalten bleibt, um auch weiterhin für unser „Land an der Memel“ erfolgreich zu wirken. Diese Hoffnung verbinden wir zugleich mit den besten Wünschen für die Zukunft.

Gert-Joachim Jürgens

Wer seiner eigenen Heimat die Treue hält,  
der hat Verständnis dafür, warum andere an ihrer  
Heimat hängen und warum diejenigen mit Sehnsucht  
und Trauer an ihre Heimat denken, die sie durch  
Unrecht und Vertreibung verloren haben.

Franz-Josef Strauß am 25. 8. 1974 in Berlin

## **Liebe Tilsit-Ragniter,**

diese Worte verdienen zitiert zu werden. Die Treue um die Heimat und die Sehnsucht nach ihr kann niemals ausgelöscht werden; sie spiegelt sich auch heute noch mannigfaltig wider. Ob es nun die engeren persönlichen Bindungen zwischen alten Freunden und Bekannten oder die sich zwanglos ergebenden menschlichen Beziehungen ostpreußischer Landsleute im täglichen Alltag sind, oder ob es sich um unsere regelmäßig stattfindenden heimatlichen Veranstaltungen handelt: immer steht bei diesen Begegnungen der Gedanke im Vordergrund, das Bewußtsein um die Heimat wachzuhalten. Die Beteiligung bei unseren Heimattreffen ist nicht – wie es uns allzu oft die sogenannten „Meinungsforscher“ und Vertriebenenegner aller Schattierung

gen weismachen möchten – rückläufig geworden; vielmehr sind diese Veranstaltungen nach fast drei Jahrzehnten der Vertreibung immer noch in ausreichender Zahl gut besucht. Warum nehmen unsere Landsleute für einen oder zwei Tage die Unbequemlichkeiten weiter Fahrten und die nicht gerade geringen Reisekosten in Kauf? Nicht nur deshalb, um dort erinnernde Gespräche miteinander zu führen, sondern weil sie sich geradezu verpflichtet fühlen, durch ihre Teilnahme ein Treuebekenntnis zur verlorengegangenen Heimat abzulegen, und um keinen Preis auf das verbrieftete Recht und den Anspruch auf die Heimat zu verzichten. Das Zusammengehörigkeitsgefühl, das uns alle zu einer großen Schicksalsgemeinschaft verbindet, ist geprägt durch die preußische, aufrechte Haltung und die tiefverwurzelte Liebe zur angestammten Heimat, dem Land unserer Väter und Ahnen.

Auch die im abgelaufenen Jahr durchgeführten beiden Kreistreffen in Hannover und Wanne-Eickel entsprachen hinsichtlich der Besucherzahlen durchaus unseren Erwartungen. Beide Veranstaltungen bewiesen erneut die treue Beständigkeit unserer Landsleute.

Die beiden Patenschaftstreffen in Schönberg und Preetz dagegen müssen jedoch besonders hervorgehoben werden. Diese Begegnungen in kleinerem Rahmen – das trifft gleichermaßen auch für die übrigen Patenorte zu – zeichnen sich seit Jahren im ganzen Ablauf dadurch aus, daß sich zwischen Patengemeinden und Patengästen ein lebendiges und herzliches Patenschaftsverhältnis entwickelt hat, welches sich nicht nur auf die vortreffliche organisatorische Vorbereitung und Durchführung beschränkt, sondern daß darüber hinaus diese patenschaftlichen Beziehungen eine besondere Note durch die persönliche Kontaktpflege und das Einzelgespräch aller Beteiligten – Paten und Gäste – erhalten. Dieses sich „Wie-zu-Hause-Fühlen“ in den Patengemeinden kommt bei den Besuchern dieser fast familiär anmutenden Wiedersehenstreffen immer wieder in lebhafter Weise zum Ausdruck und bestärkt sowohl uns als auch die Träger der Patenschaften, diese fruchtbare und gedeihliche Zusammenarbeit fortzusetzen.

In diesem Zusammenhang noch kurz ein Wort zum nächsten Regionaltreffen aller drei Tilsiter Heimatkreise im norddeutschen Raum; es wird nicht mehr wie bisher in Hannover, sondern erstmalig im Juni 1975 in der „Heidemetropole“ Lüneburg stattfinden, weil die bisherigen hohen Unkosten weder für die Veranstalter noch für die Teilnehmer weiter tragbar und zumutbar sind. Wir hoffen, entsprechende Räumlichkeiten in Lüneburg zu erhalten und bitten zu gegebener Zeit die Hinweise im Ostpreußenblatt und im nächsten Pfingstrundbrief zu beachten. Im übr-

gen wäre dann allen die einmalige Gelegenheit geboten, das „Ostpreußische Jagdmuseum“ zu besichtigen. Als Titelbild haben wir daher bewußt dieses Mal ein Motiv aus dem Jagdmuseum gewählt, um Ihnen andeutungsweise einen kleinen Eindruck dessen zu vermitteln, was hier in jahrelanger mühevoller Arbeit zusammengetragen wurde.

Hinsichtlich unserer heimat- und kulturpolitischen Arbeiten sind wir indes nicht untätig geblieben. Die Schwerpunktarbeit auch im kommenden Jahr gilt vornehmlich der Einrichtung einer Heimatstube, ferner der Drucklegung der von Landsmann Walter Broszeit erstellten Kirchspielschronik von Sandkirchen (soweit genügend Vorbestellungen eingehen, die einen baldigen Druck ermöglichen) und der Herausgabe einer Postkartenserie über unseren Heimatkreis. Neben diesen Arbeiten, die bisher nur zum Teil vorfinanziert werden konnten, belasten uns die ständig steigenden Preise für den Druck der Heimatrundbriefe, der damit verbundenen Portokosten und der Auslagen, die uns durch die Auswertung der als unzustellbar zurückkommenden Rundbriefe entstehen.

Bei dieser Gelegenheit ergeht an alle die dringende und herzliche Bitte, eintretende Veränderungen wie Wohnungswechsel, Tod usw. **unmittelbar** unserer Karteiführerin Frau Dorothee Schiedlowsky, 307 Nienburg/Weser, Raiffeisenstraße 18, mitzuteilen, damit die Kartei berichtigt werden kann.

**An dieser Stelle sei all denen herzlichst gedankt, die im abgelaufenen Jahr 1974 ihr Scherflein dazu beigetragen haben, uns weiter zu fördern. Wie wir immer wieder versichert haben, werden alle eingegangenen Spenden sachgerecht verwaltet und zweckentsprechend verwendet.**

Der nun seit vielen Jahren schon zur Tradition gewordene Spendenaufruf soll zugleich auch eine verpflichtende Mahnung an diejenigen sein, die es bisher verabsäumten, die Notwendigkeit unseres Anliegens durch Überweisung einer Spende anzuerkennen.

**Liebe Landsleute, honorieren Sie bitte auch in diesem Jahr die Ihnen kurz aufgezeigte Schwerpunktarbeit der Kreisgemeinschaft durch ein in Ihr eigenes Ermessen gestelltes Spendenopfer. Trotz der Zuwendungen unseres Patenkreises können und dürfen wir auf die Spendenbeträge – zu denen wir einmal im Jahr aufrufen – nicht verzichten, wenn wir unsere heimatpolitischen Maßnahmen auch in Zukunft erfüllen wollen. Deshalb appellieren wir an jeden von Ihnen, uns in den Bemühungen, unsere Ziele zu verwirklichen, hilfreich zu unterstützen. Viele Wenig machen ein Viel!**

**Bedienen Sie sich deshalb der beigefügten Zahlkarte oder überweisen Sie uns den zgedachten Betrag auf unser Spendensonderkonto Nr. 31 005 bei der Kreissparkasse in Lüneburg.**

In diesem Rundbrief haben wir Ihnen wiederum Besinnliches und Heiteres, Gedichte und Bilder nahezubringen versucht und hoffen, Ihnen damit eine kleine Weihnachtsfreude zu bereiten. Herzliches Dankeschön auch den Autoren und Mitarbeitern dieses Rundbriefes, die sich wieder spontan in den Dienst der guten Sache gestellt haben.

Allen Tilsit-Ragniter Landsleuten sowie denen, die sich mit unserem Heimatkreis – dem Land an der Memel – verbunden fühlen, wünschen wir ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest; zugleich alle guten Wünsche für ein gesundes und glückhaftes neues Jahr des Friedens in beiden Teilen unseres geteilten deutschen Vaterlandes.

Mit herzlichen heimatlichen Grüßen

Ihre

KREISGEMEINSCHAFT TILSIT-RAGNIT

M. Hofer  
Kreisvertreter

W. v. Sperber  
Stellvertreter

G. Jürgens  
Geschäftsführer

## Vor Weihnachten

Unaufhörlich rieselten die Flocken. Felder und Wälder lagen tief verschneit. Auf den Dächern lastete dick der Schnee. Die Pfähle der Roßgärten trugen, wie die Latten der Staketenzäune um die Blumengärten, exakt geformte weiße Hauben. Teiche und Gräben waren erstarrt. Sogar die Memel lag schon unter einem festen Eispanzer.

In den Kachelöfen prasselten die Klobenfeuer. Und aus der Röhre duftete es nach frischen Bratäpfeln. Noch mehr Gaumenfreuden als dieser Duft verhießen allerdings die Wohlgerüche, die plötzlich aus der Küche drangen. Sie verrieten eindeutig, daß dort das erste Weihnachtsgebäck aus dem Backofen gekommen war.

Dicke runde Pfeffernüsse und hoch aufgegangene Pfefferkuchen waren es, die groß und klein herbeilockten. Keine Ermahnung, nicht der strengste Hinweis auf die Unbekömmlichkeit so warmen Gebäcks, konnte die Familienmitglieder, die nicht an der Produktion beteiligt waren, davon abhalten, sich eine Kostprobe hiervon in den Mund zu schieben bzw. sich einen kleinen Vorrat

davon zu beschaffen und heimlich in'ne Fupp verschwinden zu lassen. Soweit es sich beim Stiebitzen nicht um die etwas später aus dem Ofen gezogenen um einiges größeren, mandelbelegten Katinchen handelte, fiel das gar nicht auf. Jedenfalls dann nicht, wenn die Leibschmerzen ausblieben. Lediglich ein gehemmter Appetit bei der nächsten Mahlzeit ließ einen Verdacht zu. Doch was weg war, war weg. Nur galt es, das noch Vorhandene in Verwahrung zu nehmen; denn es war schließlich für W e i h n a c h t e n gebacken worden. Ständige Naschereien schränkten nur die Vorfreude auf den bunten Teller ein.

Für den herrlichen Schneemann mit Holzkohleknöpfe, Möhrennase und Kastrollenkopf, der im Verhältnis zu seinen kleinen Erbauern in gewaltiger Dimension stand, mußte der eingeschlossene Leinenzich mit Pfeffernüssen am nächsten Tag allerdings hervorgeholt werden, denn diese Leistung war eine Belohnung wert. Sie hatte außerdem auf Stunden die Unruhe der kleinen Gemüter eingedämmt, die um diese Zeit sehr ausgeprägt war; denn die Kinder waren ständig bemüht, hinter die Geheimnisse zu kommen, von denen jetzt so manches kündete.

So viel Schranktüren, wie um diese Zeit, waren im ganzen Jahr nicht verschlossen. Und all zu häufig wurden auch Gespräche der Erwachsenen abrupt unterbrochen, wenn die Kleinen plötzlich auftauchten. Oder es wurden Schranktüren bzw. Komodenschubfächer in Eile zgedrückt. Es passierte auch, daß dieses und jenes unter der Schürze verschwand. Wenn die Luft rein war wurde ja noch immer ein wenig gepruchelt. All das ließ aber den Glauben an den Weihnachtsmann in manchem Köpfchen zum Wanken kommen; denn manchmal kam es sogar vor, daß der Zipfel eines Puppenkleidchens bzw. die Fransen eines farbenfrohen, selbstgefertigten Kinderschals aus einer so hastig zugeschobenen Schublade oder einem in Eile zgedrückten Schrank ein wenig herausragten. Die Tage vor Weihnachten waren schon eine recht verwirrende Zeit! Eine ganz willkommene Ablenkung war deshalb die Schlittenfahrt in die benachbarte Stadt, die regelmäßig ein paar Tage vor Weihnachten angesetzt war und ihren eigentlichen Sinn darin hatte, die bestellten Weihnachtsgänse abzuliefern.

Großvater kutscherte das winterliche Gespann und die Kleinen saßen warm eingemummelt unter eine dicke Pelzdecke gekuschelt hinten im Schlitten.

Die Braunen zottelten in leichtem Trab durch den weißen Firn. Ihre Hufe und die Schlittenkufen bildeten bis zur Kreuzung die einzige Spur. Märchenhaft verträumt lagen die Gehöfte da in winterlicher Stille. Fast weltabgeschieden wirkten sie.

Die Tannen im Wald ächzten unter der Schneelast und stemmten ihre gefächerten Äste dieser winterlichen Bürde trotzend entgegen.

Einigen Widerstand gegen den vielen Schnee hatten bald auch die Pferde aufzuweisen. Dort, wo sich Böschungen an der Chaussee erstreckten, hatten die aufgestellten Schneezäune oftmals nicht genügt. Es war trotz dieser errichteten Bretttafelbarrieren zu Verwehungen gekommen, durch die das Gespann nun hindurch mußte.

Die Braunen schafften es! Nun ging es wieder in ruhigem Trott weiter, bei lieblichem Gebimmel der Schlittenglocken und fröhlicher Schabaterie.

Nach der Rückkehr von einer solchen Fahrt hatte dann die Ofenbank ihren besonderen Reiz. Es tat wirklich gut, wenn man so durchgehubbert war, sich auf ihr niederzulassen und den Rücken voll an den Kachelofen zu kuscheln, dessen Wärme angenehm dosiert durch den ganzen Körper strömte. Und zum Schlafengehen hatte an solch kalten Tagen für kalte Füße ein Krebsch mit erhitzten Kirschkernen seinen Effekt. Mit ihm ließ es sich, zwischen dickem Unter- und prallem Oberbett, leicht hinüberdämmern in weihnachtliche Träume.

Ein lichterstrahlender Weihnachtsbaum, üppig gefüllte bunte Teller, sorgfältig gepackte Päckchen, feierlich gesungene Weihnachtslieder, Gedichte die wie am Schnürchen klappten, ein würdevoller Gottesdienst, Gänsebraten und Fladenteller, wie Besuch am zweiten Feiertag, all das war schon ganz unmittelbar; denn morgen schon sollte der Christbaum geschlagen werden, und das war der Tag vor dem Heiligen Abend.

Hannelore Patzelt-Hennig

---

## Das Ostpreußenblatt

In der heutigen Zeit gehört **Das Ostpreußenblatt** in die Hand jedes Ostpreußen. Zu beziehen durch Ihr zuständiges Postamt oder direkt durch die Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit, 314 Lüneburg, Schillerstraße 8 I r., oder durch die Vertriebsabteilung des Ostpreußenblattes, Hamburg 13, Postfach 8647. — Bezugspreis ab 1. Januar 1975 4,80 DM monatlich.



## Aus der Patengemeinde

Gemeinde Heikendorf / Kieler Förde

– Patengemeinde des Kirchspiels Großlenkenau –

Zum Weihnachtsfest 1974 grüßen wir unsere Groß-Lenkenauer und alle mit dem Heimatkreis Tilsit-Ragnit verbundenen Landsleute recht herzlich.

Wir hoffen, zum traditionellen Patenschaftstreffen am 28. und 29. Juni 1975 in Heikendorf eine große Zahl unserer Patenkinder aus nah und fern wiederzusehen.

Viele unserer Gäste werden diese Begegnung vielleicht mit einem Besuch der Kieler Woche vom 21.–29. Juni 1975 oder auch mit einem Abstecher in die Ostseebäder verbinden wollen.

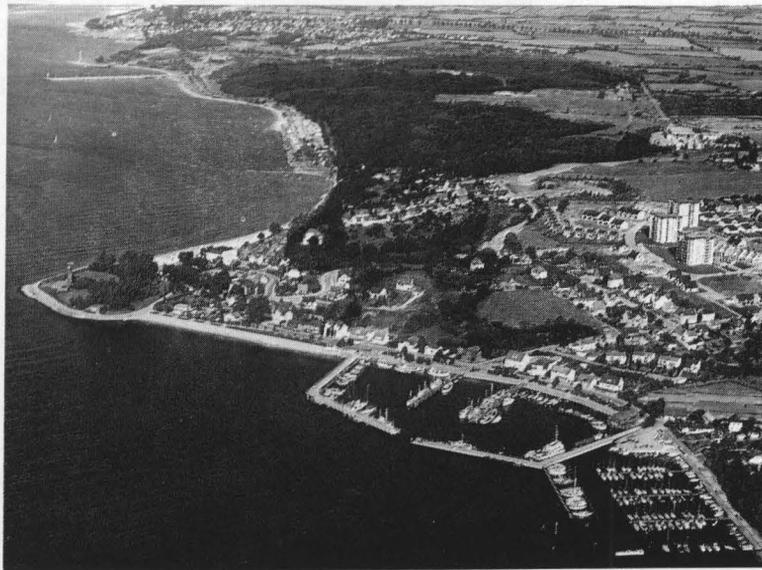
Anmeldungen nimmt schon jetzt unser Gemeindebeauftragter

**Gustav Köppen**

2305 Heikendorf, Am Fischberg 7,

Tel. (04 31) 24 17 26,

zu Hause der „Herbergsvater von Untereisseln“ genannt, entgegen.



Freigegeben unter SH 616 269

Heikendorf-Möntenort an der Kieler Förde

Im Landeswettbewerb 1974 „Bürger, es geht um Deine Gemeinde“, errang die Gemeinde Heikendorf

„aufgrund besonderer Leistungen in der städtebaulichen Planung und in der Gestaltung des Ortsbildes unter Anerkennung der aktiven Mitarbeit der Bürgerschaft den Titel Landessieger in Schleswig-Holstein“.

Damit nahm Heikendorf auch am Bundeswettbewerb teil und erwarb von insgesamt 91 teilnehmenden Gemeinden in der Größenklasse zwischen 3000 und 50 000 Einwohnern eine Silberplakette.

Eine 25jährige erfolgreiche Aufbauarbeit, an der unsere heimatvertriebenen Mitbürger sehr wesentlich beteiligt sind, fand damit bundesweite Anerkennung.

Auf ein gesundes Wiedersehen am 28. und 29. Juni 1975 in Heikendorf!

Gustav Köppen  
Gemeindebeauftragter

Herbert Sätje  
Bürgermeister

### **Weihnachten**

Demutsvoll neig ich mich,  
andächtig schweige ich.  
Hell in der Sterne Pracht,  
heilige Winternacht,  
strahlt uns dein Glanz.  
Weihnacht, so still und klar,  
liebender Engel Schar  
hat wieder leis und sacht  
um uns das Bett gemacht.  
Weiß glänzt der Schnee.  
Himmlische Gnade, Du,  
führ uns dem Lichte zu!  
Gib, daß aus Nacht und Eis  
sprieße das junge Reis  
wieder auf's neu!  
Senk deiner Kerzen Schein  
tief in die Herzen ein,  
daß uns Dein heilig Bild  
wahrhaft mit Lieb erfüllt!  
Nimm uns das Leid!  
Preiset mit Lobgesang,  
kündet mit Glockenklang:  
Gott hat in heil'ger Nacht  
Friede der Welt gebracht!  
Lobet den Herrn!

Dr. Georg Krantz  
(in russischer Gefangenschaft 1945 bis 1950)

**„Und die Hirten kehrten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, was sie gehört und gesehen hatten.“ (Lukas 2, 20)**

Dieses Wort aus der Weihnachtsgeschichte redet von Menschen, die die Sternstunde ihres Lebens erfahren haben. Aus ihrem kümmerlichen Dasein hatten sie sich aufgemacht, das Kind von Bethlehem zu suchen. Die Begegnung mit ihm wird zur Wende ihres Lebens. Eine große Freude kommt über sie; alles in der Welt erscheint nun in einem neuen Licht.

Weshalb haben sich die Hirten so sehr gefreut, daß sie Gott lobten und anderen davon erzählten? Sie haben geglaubt, was ihnen gesagt war: Daß Gott selbst in diesem Kind in die Welt getreten ist! Und wenn Gott selbst in die Welt kommt, dann ist die Welt nicht mehr einsam und sich selbst überlassen, diese Welt, die mit sich selber nicht fertig werden kann. Und wenn Gott nicht in der Gestalt eines glanzvollen Herrschers kommt, sondern in der Gestalt eines Kindes, so kündigt er an, daß er nicht richten und vernichten will. Viel mehr will Er uns Vater und Helfer sein, ein gütiger und vergebender Gott. Deshalb haben sich die Hirten so sehr gefreut! Mit dieser Freude im Herzen gingen sie in ihr altes beschwerliches Leben zurück als neue Menschen.

Jeder von uns kann auch heute die gleiche Erfahrung machen. Die Botschaft von Christus wird überall verkündigt. Jeder kann sie hören, wenn er nur hören will. Wer die Botschaft von dem in Bethlehem geborenen Heiland der Welt annimmt, darf in der Ge-



Die Kirche in Hohensalzburg (Lengwethen)

wißheit leben, daß wir jetzt und in Ewigkeit in Gottes Gnade geborgen sind. Die Kraft Christi wird uns durch alle Dunkelheiten hindurch mit Hoffnung erfüllen. Wir gehen der Zukunft Gottes entgegen.

Von solcher Kraft und Hoffnung waren einst die Salzburger erfüllt, die lieber ihre Heimat verließen, als dem Evangelium von Jesus Christus untreu zu werden. Im Vertrauen auf Gott haben sie eine neue Heimat gesucht und im Regierungsbezirk Gumbinnen damals neue Gemeinden gegründet. Die Salzburger Kirche in Lengwethen war ein lebendiges Zeichen hierfür.

Auch wir aus dem Kreis Tilsit-Ragnit sind mit Millionen von Heimatvertriebenen in der ganzen Welt zerstreut. Wir haben an unserem eigenen Leben erfahren, daß wir auf dieser Erde „keine bleibende Stadt“ haben. Aber der Herr Jesus Christus und sein ewiges Wort bleiben immer bei uns, um uns zu stärken, zu trösten, mit Kraft und Frieden zu erfüllen. Hier gilt auch für uns das Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

In dieser Verbundenheit des Glaubens wünsche ich allen Landsleuten ein gesegnetes Weihnachten und ein gutes Neues Jahr!

Superintendent Helmut Barutzky – Hamm  
(letzter Pfarrer d. Kirchengemeinde Lengwethen/Hohensalzburg)

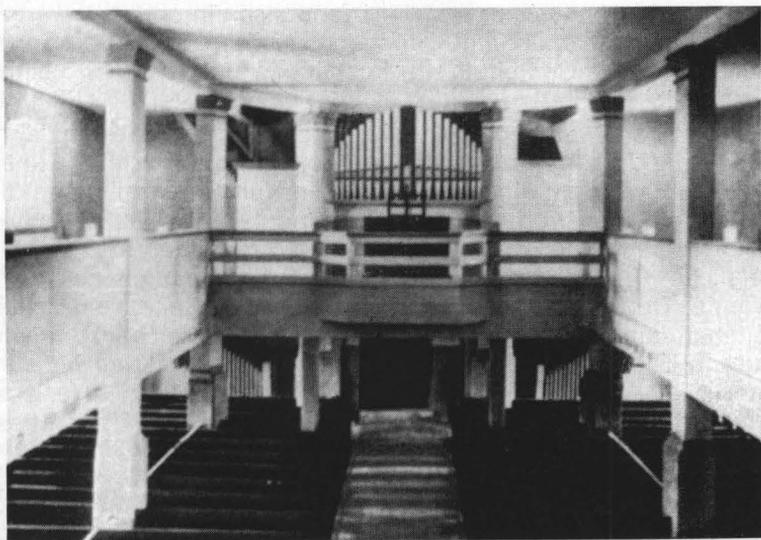
## **Die erste Salzburgerkirche Ostpreußens**

### **Am Sonntag Zweihundertjahrfeier in Lengwethen**

Die Kirchengemeinde Lengwethen wird am 19. November 1933 die Zweihundertjahr- und zugleich Neueinweihungsfeier ihres Gotteshauses, der ersten und einzig in der ursprünglichen Gestalt erhaltenen ostpreußischen Salzburgerkirche, begehen. Es ist von symbolischer Bedeutung, daß dieser Festtag gerade in die Feiern des Deutschen Luthertages hineinfällt – hat doch das von Luther einzig erkämpfte Gut, das lebensschaffende Wort Gottes, in der Geschichte der evangelischen Christenheit seine befreiende und unaufhaltsame Gewalt in ganz einzigartiger Weise in der Bekenntnistat der Salzburger bewiesen, und in der Neugründung ihrer ostpreußischen Existenz seinen bleibenden Platz gefunden.

Im Mai 1732 kamen die Auswanderer in neunzehn Transporten zu See und 11 Partien zu Land nach Ostpreußen; unterwegs waren 805 von ihnen gestorben, so daß 15 508 Personen die neue Heimat erreichten. Das Zentrum der Ansiedlungsarbeit wurde

nach Gumbinnen verlegt, und dorthin brachen bereits im Juni des Jahres die Scharen von Königsberg aus auf, mußten aber den Winter über größtenteils noch als „Einlieger“ bei Angesehenen untergebracht werden und unter mancherlei Schwierigkeiten und Konfliktstoffen auf ihre endgültige Landzuteilung warten. Der König hatte ihnen bereits von Berlin aus vier junge Emigranteprediger mitgegeben und unter anderem bestimmt, es sollte an jedem Ort, wo sich einer von ihnen niederließe, eine neue Kirche, „auf gutem steinernen Fundament, aber sonst mit Fachwerk gebaut, im Preise von 1000 bis höchstens 1500 Talern“ errichtet werden.



Blick in das Innere der erneuerten Kirche

**Die erste dieser Kirchen** ist noch mitten in den ungeordneten Zuständen der Einrichtung, bereits im Jahre der Einwanderung, 1732, in Lengwethen in Angriff genommen und in der nächsten Folgezeit fertiggestellt worden —, ein Beweis für das Verlangen nach dem religiösen Zusammenhalt, den die neuen Bewohner als das erste Notwendige erkannten! Lengwethen, ursprünglich ein adliges Dorf im Besitze eines Herrn von Callas, hatte die Hauptzahl der im Domänenamt Gerskullen angesetzten 552 Salzburger aufgenommen; die typischen Namen der Haller und Hirscher, Forstreuter und Gottschalk, mit den unverkennbaren Vornamen Veit und Regina, Sebastian und Dorothea usw. sind von jetzt in der Gemeinde bleibend verankert. Die Kirche, die nun

erbaut wurde, ist ein äußerst schlichter Bau aus Feldsteinwerk, turmlos – der nachweislich anfänglich vorhandene Turm mußte infolge großer Bauschäden bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts abgebrochen werden –, durch fünf große Fenster dem Tageslicht erschlossen; das Innere ist ein einfacher ungegliederter Saalbau, mit rundherum laufenden tiefen Emporen, die von Holzsäulen getragen werden; der schmucklose Kanzelaltar an der Ostwand fügt sich der Schlichtheit des Raumes völlig ein. Nach Fertigstellung der Kirche ließ die Einrichtung einer Kirchengemeinde aus Mangel an Geistlichen noch jahrelang auf sich warten; die Lengwether mußten noch lange den Gottesdienst in dem benachbarten Budwethen bei dem Emigranteprediger Breuer weiter besuchen; erst 1741 fand sich ein erster Bewerber um die Pfarrstelle, Johann Christian Lüneburg, der sofort angestellt wurde. Die Gemeinde war jetzt endlich in der neuen Heimat verwurzelt.

Anläßlich der Zweihundertjahrfeier ist die Kirche in diesem Jahre vollständig durchgearbeitet und in ihrer schlichten Schönheit neu hergestellt worden: eine neue wertvolle Kemper-Orgel ist an die Stelle des alten verbrauchten Instruments getreten, die alten Kanonenöfen sind durch eine Esch-Warmluftheizung ersetzt, sämtliche Kirchenfenster sind neu hergestellt, das ganze Innere (Wände, Decke, Fußboden, Säulen) durchgearbeitet, ein lichter Seitenanbau als zweiter Eingang errichtet und der ganze Innenraum in Elfenbein und Ocker, die Holzteile vom zarten bis zum tiefen Blau übergehend, unter Vergoldung der Kanzelteile, ausgemalt worden. In diesem einfachen Schmuck wartet das Gotteshaus auf den Tag seiner Neueinweihung.

(Aus der Königsberger Allgemeinen Zeitung vom 15. 11. 1933)

## Spätherbsttag in der Heimat

Immer wenn mich im Herbst zum ersten Mal so richtig schuchert, weil Sturm und Regen unbarmherzig um den Dachfirst brausen und störend mit der Balkonbegrenzung klabastern, vergegenwärtige ich mir die Spätherbsttage von daheim.

Die Feldarbeit ward endgültig vorüber, Scheune, Keller und Steintöpfe gefüllt. In den Kachelöfen prasselte wieder das Feuer. Der Andrag auf der Ofenbank nahm zu. Und in der Röhre schmorten dauernd neue Bratäpfel. Aus der Küche roch es jetzt wieder häufiger nach Hefe- und Kartoffelkeilchen, wie auch nach all den anderen Gerichten mit längerer Vorbereitungszeit, die wegen der vielen Feldarbeit aus zeitlichen Gründen sommerüber kaum auf den Tisch gekommen waren. Ebenfalls aufgeschoben

worden war eine Menge Flickarbeit. Sie füllte nun zunächst die Nachmittage. Doch war das keineswegs schockierend. In der Gemütlichkeit der kleinen Bauernstube, auch kurz „datt Steefke“ genannt, fröhlich miteinander plaudernd, ging die Arbeit flott von der Hand und der Berg der reparierten Stücke überwog bald schon den, der noch auszubessernden. Manchmal kam auch diese und jene Nachbarin mit einer eigenen Arbeit in dieser Form oder einem Strickstrumpf herüber. Dann wurde geplätert und plachandert, daß „de Schwart knagd“ und die Arbeit ging noch schneller als zuvor. War die Flickarbeit beendet, konnte mit den Neuschöpfungen begonnen werden. Sie basierten zunächst in Form von Vorstellungen auf dem riesigen Krebsch geschorener und gewaschener roher Schafwolle.

Mit ihr zog eine besondere Atmosphäre ein. Meist waren es die Kinder, die dieses klumpige Rohmaterial mit ihren feinen Fingern zu duftigen, wolkigen Bauschen tockten. Dann wurde es teilweise noch durchgekämmelt und schon konnte das Spinnrad zu surren beginnen. Dazwischen erklang auch bald eifriges Stricknadelgeklapper.

Und die Scheren wurden an diesen Nachmittagen ebenfalls häufig in Tätigkeit gesetzt. Allerdings für andere Schöpfungen. Unermüdlich wurden aus alten Kleidungsstücken und Stoffresten Streifen geschnitten. Daraus entstanden auf dem alten Webstuhl, der noch in der alten Stube stand, die farbenfreudigsten Flickerdecken.

Ging es dem Totensonntag entgegen, wurde mit der Fertigung von Grabschmuck begonnen. Dazu wurden aus Buntpapier kleine Quadrate geschnitten. Zwei der nebeneinander liegenden Ecken wurden auf Stricknadeln gewickelt und zwar bis zur Hälfte der Seitenlinien. Das Gewickelte wurde nun zusammengeschoben und die Stricknadeln herausgezogen. So erhielt man, wenn man das untere glatte Ende etwas raffte, ein Rosenblatt. Davon wurden mehrere zusammengenommen und entsprechend geordnet. Nun band man das ganze unten zusammen und erhielt so eine Rosenblüte. Diese kamen dann auf Edeltannensträube oder Kränze oder ähnlichem, mit Tannenzapfen zusammen. Recht hübschen Grabschmuck für den Winter ergab das und das Gefühl auch für die Ahnen etwas getan zu haben, brachte innerliche Befriedigung.

Aber auch die Männer verbrachten die Tage nicht müßig. Da wurden Körbe geflochten und Schlorren und Dippkes geholkt. Teilweise auch Wuschen geklebt, von den Frauen zugeschnitten. Es wurden Schwengel gebastelt und Sielen geflickt. Und dann gab es ja auch noch genug Arbeit mit dem Holzsägen und Haken. Kleine Stücke für den Küchenherd. Lange Paggels für die

Kachelöfen. Kloben für den Backofen. Alles mußte fein säuberlich gefliessen werden; denn die Holzhaufen und Stapel mußten genauso sauber wirken wie die Gebäude auch.

Kam die Dämmerung, wurde gemeinsam beschickt. Und nach dem Abendbrot fanden sich alle in der Stube ein und es wurde erzählt. Über Neuigkeiten aus dem Dorf wurde diskutiert. Besonderheiten aus der Georgine wurden besprochen. Kriegs- und Spukgeschichten wurde gelauscht. Von Sehenden (zweites Gesicht) war die Rede und von der Mar (ein erdrückendes, bis zur Atemlosigkeit führendes Gefühl bei Schlafenden in Rückenlage). Auch Robinson Crouse fand große Anerkennung, dieser gottverlassene Einsiedler mit all seinen Selbsthilfemöglichkeiten. Und wenn man die Herbstwinde dabei heulend durch den breiten Schornstein sausen hörte, dann freute man sich jedes Mal mit einem Blick auf die Beutel mit erhitzten Kirschkernen oder die heißgemachten Ziegelsteine, die als Vorwärmer in das dicke rotkarierte Bett kamen, auf das Schlafengehen.

Das erregendste aber war, daß um diese Zeit in aller Heimlichkeit schon Weihnachtsvorbereitungen im Gange waren. Immer wieder konnte man beobachten, daß schnell etwas versteckt wurde, wenn eine Tür unverhofft geöffnet worden war. Schöne, anheimelnde Spätherbsttage in der Heimat — eure Gemütlichkeit war unübertroffen! — — —

Hannelore Patzelt-Hennig

## **Zwischen Memelstrom und Ostfluß (Szesuppe)**

**(Erinnerungen an die Trappener und Memelwalder Forsten)**

Selbst in Großstädten und waldarmen Gebieten unserer jeweiligen Wahlheimat werden wir alljährlich mindestens einmal durch ein kleines Nadelbäumchen, den Weihnachtsbaum, an die Wälder unserer Heimat erinnert.

Von einem der größeren Waldgebiete unseres Heimatkreises, das wegen seiner östlichsten Lage und der zur litauischen Grenze endenden Verkehrslage den meisten Bewohnern des westlichen und südlichen Kreisgebiets aus persönlicher Kenntnis kaum bekannt gewesen sein dürfte, soll hier die Rede sein.

Von der Einmündung des Ostflusses in den Memelstrom, begrenzt durch diese beiden Wasserläufe, erstreckte sich das geschlossene Waldgebiet der Trappener (Trappöner) und Memelwalder (Luböner) Forsten in einer Länge von 25 km Luftlinie und einer durchschnittlichen Breite von etwa 7 km mit einer Gesamt-

fläche von 13 300 ha (53 200 Morgen) bis zur litauischen Grenze im Osten.

Hiervon gehörten etwa 10 000 ha zum Kreis Tilsit-Ragnit und der übrige Teil zum Kreis Schloßberg (Pillkallen). Das ganze Waldgebiet war in Jagen, rechteckige Flächen von 1000 m Länge in Nord-Süd-Richtung und 500 m Breite in Ost-West-Richtung, eingeteilt. Die jeweiligen Abgrenzungen bildeten sogenannte Gestelle, früher geschlagene Schneisen, die einer geordneten Forstkultur dienten und durchweg befahrbar waren. In der Hauptsache waren Kiefern- und Fichtenreinbestände vertreten. Nur vereinzelt waren noch kleinere Mischbestände dieser beiden Baumarten vorhanden. An den Rändern der Waldwiesen und an den äußeren Randbereichen waren zahlreiche kleinere Bestände an Birken, Erlen, Espen und auch Eichen, die jedoch im Verhältnis zu den Hauptbestandstypen nicht sonderlich ins Gewicht fielen.

Nur an den Rändern dieses Waldgebiets, entlang der Wasserläufe, hatten sich Wohnsiedlungen gebildet, die man als eine Art Walddörfer bezeichnen könnte, weil sie fast ausnahmslos unzusammenhängend belegen und jeweils vom Wald und vom Wasserlauf umschlossen waren. Im Bereich des Waldgebiets waren am Memelstrom von der Ostflußeinmündung die Dörfer: Rautengrund (Raudszen), Trappen (Trappönen), Memelwalde (Neu-Lubönen), Friedenswalde (Alt-Lubönen), Waldheide (Schillehnen a. d. Memel) und am Ostfluß die Dörfer: Hirschflur (Giewerlauken) und Dreifurt (Galbrasten) – im Kreisbereich – belegen.

Nach veröffentlichten Forschungen sind die Ränder dieses Waldgebiets längs der beiden Wasserläufe bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung besiedelt gewesen. Nach den gewonnenen Erkenntnissen ist es offenbar das südliche Wohngebiet des altpreußischen Volksstammes der Schalauer gewesen. Aus Wegeberichten aus der frühen Ordenszeit (1385/86) geht hervor, daß in diesem Bereich schon damals Getreide- und Flachs-anbau betrieben und Teer und Pech produziert worden ist. Hieraus ist erkennbar, daß dieses Waldgebiet für das anfängliche Dasein der Menschen, neben den Wasserläufen, von wesentlicher Bedeutung gewesen ist.

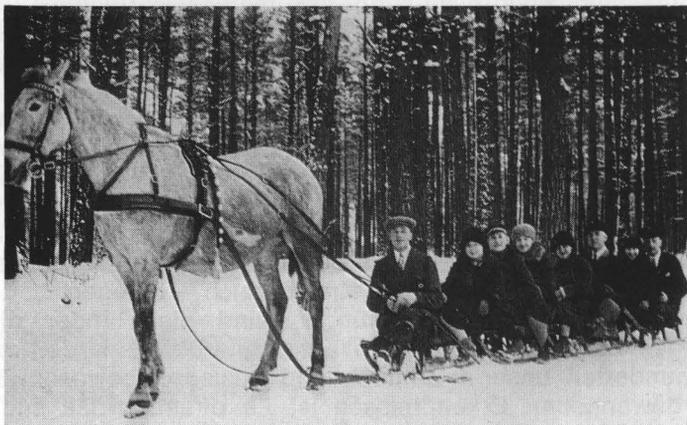
---

### **Warnung und Bitte**

Es ist verständlich, wenn der Wunsch besteht, diesen Heimatrundbrief unseren Landsleuten in die DDR zu senden. Tun Sie das bitte nicht! Sie gefährden Freunde und Verwandte, denn der Empfang von Heimatschriften ist im anderen Teil unseres Vaterlandes verboten, ebenfalls in allen Ostblockländern.

---

Wegen der Kurzfassung kann die gesamtwirtschaftliche Bedeutung dieses großen Waldgebiets in der Neuzeit hier nur angedeutet werden, als da sind zu nennen: Bau- und Nutzholzversorgung über das Kreisgebiet hinaus, Papierholzversorgung der Zellstoffwerke Ragnit, Tilsit und bis Königsberg hinauf, Hausbrandversorgung des östlichen und südlichen Kreisgebiets, insbesondere der umliegenden Güter und aller ländlichen Schulen, die Langholzflößerei auf dem Memelstrom und dem Ostfluß, Industrieholzverschiffung auf dem Memelstrom mit Frachtkähnen (Boydaks), die Betriebsauslastung der um das Waldgebiet liegenden Sägewerke und des Tischlerei- und Stellmachergewerbes. Tausende von Menschen, auch der weiteren Umgebung, hatten hierdurch Arbeit und Brot und somit gesicherte Existenzgrundlagen.



Fröhliche Schlittenfahrt im Forst

An der einstigen Bedeutung des Waldes für die Ureinwohner hatte sich auch für die Anwohner der Neuzeit nichts geändert. An Stelle der früheren ausschließlich praktischen Nutzung war nun der materiell-soziale Wert getreten. Von zwei Forstämtern (Trappen und Memelwalde) und neun Revierförstereien (Dachsberg, Katzenfang, Fuchswinkel, Torfhaus, Hartigsberg, Chlum, Schönbrück, Memelwalde und Wolfswinkel) wurde das im Kreisbereich gelegene Waldgebiet verwaltet. Die Revierflächen der einzelnen Förstereien hatten Größen von 1000 bis 1200 ha (4000 bis 4800 Morgen). Zehn bis zwölf Waldarbeiter waren in jeder der 9 Revierförstereien ständig beschäftigt. Mit den Bediensteten der Forstämter und der Revierförstereien waren etwa 150 Personen ständig im Forstdienst tätig und mit deren Familien hatten 700 bis 800 Menschen ein gesichertes Dasein.

In den Wintermonaten, der Zeit der großen Holzeinschläge, wurde die dreifache Anzahl von Arbeitskräften beschäftigt. Etwa 37 000 Festmeter wurden in jedem Jahr im zum Kreis gehörenden Teil der Forsten eingeschlagen. Kiefern- und Fichtenstämme mit Nutzlängen bis über 30 m und völlig astfreien Längen bis zu 20 m waren in guten Beständen keine Seltenheit. Diese gewaltige Holzmenge mußte zu den Wasserläufen, den einzigen Transportwegen, angefahren werden, was nur mit Pferdefuhrwerken (Wagen und Schlitten) möglich war. Mittlere und kleinere Landwirte aus den anliegenden Dörfern, deren Pferde in den Wintermonaten nicht ausgelastet waren, fanden in der Holzabfuhr eine meist sehr notwendige Aufbesserung ihres Einkommens. Die heranwachsende männliche Jugend und junge Männer hatten in den Wintermonaten Gelegenheit, Fichten- und Kiefernzapfen zu sammeln, die vom Forstamt Trappen, das eine Darre unterhielt, aufgekauft wurden. 1930 wurde für einen Scheffel Fichtenzapfen 2,50 RM und für Kiefernzapfen 5,— RM gezahlt. Bei guter Kenntnis zapfenhaltiger Baumbestände und einigem Geschick konnte dabei recht gut verdient werden.

In jedem Frühjahr fanden in jeder Revierförsterei für die anfallenden Kulturarbeiten bis zu 20 Frauen etwa 6 Wochen lang Beschäftigung. In der ländlichen Umgebung war dieses für die meisten Frauen die einzige Verdienstmöglichkeit. Für die kleineren Landwirte gab es auch in den Sommermonaten durch Anfuhr von Sand, Kies und Holz für die Ausbesserung der Waldwege und Brücken einen willkommenen Nebenverdienst. Die Beeren- und Pilzzeiten in den Sommermonaten waren weitere Gelegenheiten, die Familienkasse aufzubessern. Hierzu wurden in den Ferienzeiten auch die größeren Schulkinder herangezogen. Es wurden in der Reifefolge Walderdbeeren, Blaubeeren, Himbeeren, Preiselbeeren, Steinpilze, Pfifferlinge und bekannte Mischpilze gesammelt und auf den Wochenmärkten in Altenkirch (Budwethen), Ragnit und Tilsit verkauft. Hierzu muß erwähnt werden, daß Pilzvergiftungen oder gar Todesfolgen daran nicht vorgekommen sind, woraus zu folgern ist, daß die Sammler sehr gute Pilzkenner gewesen sind.

Die Möglichkeit des Selbsteinschlages an Hausbrand war für die sozial schwächere Anwohnerschaft eine erhebliche Ersparnis, wobei auch die Forstverwaltung die Kosten für die Reinigung überwucherter Bestände durch Waldarbeiter einsparte. Unter gleichen Gesichtspunkten wurde auch das Roden von Stubben in den Kahlschlägen vergeben.

Diese Arbeit war zwar sehr mühsam, ergab jedoch einen Hausbrand von großem Heizwert, der dazu noch äußerst preiswert war (0,50 RM je Raummeter). Die Pachtmöglichkeit von Meliora-

tionswiesen in den Forsten ermöglichte kleineren Landwirten die volle Ackernutzung der eigenen Flächen.

Obwohl diese Forsten nicht kreiseigen (kommunal), sondern staatlicher Besitz waren, waren sie doch infolge der vielfältigen unmittelbaren und mittelbaren Beziehungen der Anwohner und der Bewohner der weiteren Umgebung hierzu für den Kreis von unschätzbaren wirtschaftlicher und sozialer Bedeutung.

Ein weiterer Umstand, der kaum sonderliche Beachtung fand, war der Einfluß dieses Waldgebiets in Verbindung mit den Wasserläufen auf die klimatischen Verhältnisse der Umgebung. Die Niederschlagsmenge war hier abweichend höher und entsprach etwa der im Bereich des Willkischker Höhenzuges. Die Forsten speicherten die vermehrten Niederschläge und beeinflussten in den niederschlagsärmeren Monaten den Grundwasserspiegel der näheren Umgebung. Die aus dem Feuchtigkeitsgehalt der Forsten aufsteigenden Nebel fanden ihren Niederschlag auch in den umliegenden Dörfern und brachten in Trockenperioden die notwendige Feuchtigkeit für das Wachstum der Vegetation. Die oft gewaltigen Schneemassen tauten in den Forsten nur langsam und somit viel später als in der freien Landschaft ab. Plötzliche Überschwemmungen wurden vermieden, weil der Abfluß der Wassermengen ebenfalls mit entsprechender Verzögerung erfolgte.

An den Auswirkungen der Forsten im wirtschaftlich-sozialen Bereich waren die Forstverwaltungen und insbesondere die Revierförster maßgeblich beteiligt. Es gab nur wenige Beamte der allgemeinen Verwaltung gleicher Laufbahn, die mit einem solchen Aufgabenbereich und einer derartigen Verantwortung ausgestattet waren. Deshalb haftete ihnen auch der Nimbus kleiner Könige in ihren Revieren an. Neben den zahlreichen rein forstwirtschaftlichen Aufgaben nahm die Hege und Pflege des in den Forsten vertretenen Wildes einen nicht geringen Raum ein. Der Rotwild- und der Rehwildbestand hatten sich ab 1933 ganz erheblich vermehrt. Hirschrudel von 12 bis 18 Stück traten auch am Tage sogar auf die ortsnahen Waldwiesen aus dem Gehölz und ließen sich aus einiger Entfernung ungestört beobachten. Rehwild trat in kleineren Gruppen, jedoch noch zahlreicher, auf. Der Grund für die starke Vermehrung und die verminderte Scheu des Wildes war der Rückgang der nach dem 1. Weltkrieg bis etwa 1933/34 anhaltenden Wilddieberei. Dieser Rückgang war sicher zu einem Teil auf das Reichsjagdgesetz von 1934 zurückzuführen, das sehr hohe Strafen vorsah. Weitaus mehr wurde der Rückgang der Wilddieberei durch die ab 1934 eingetretene rasche Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse bei dem sozial schwächeren Bewohneranteil beeinflusst.

Das Hasenwild bevölkerte meist die Randgebiete des Waldes und vorwiegend die Strecken an den Dorfgrenzen. Für einen ausgeglichenen Bestand dieser Wildart sorgte außer der Bejagung das niedere Raubwild, insbesondere der Fuchs, einige Marderarten und nicht zuletzt der Habicht und der Bussard.

In den Wintermonaten veranstalteten die Forstämter mehrere Treibjagden in den jeweils guten Wildstandsbereichen. Hierzu wurden auch private Jagdfreunde, wie der jeweilige Landrat, die benachbarten Gutsbesitzer, leitende Personen der Zellstoffwerke, Besitzer großer Sägewerke, Holzgroßkaufleute und befreundete Persönlichkeiten der Forstverwaltungen geladen. Die Ausbeute an fast allen Wildarten war gewöhnlich sehr hoch, so daß die meisten Teilnehmer beim Abblasen der Jagd eine ansehnliche Zahl an Abschüssen verbuchen konnten.

Dieses große Waldgebiet bestimmte überwiegend das Landschaftsbild zwischen Memelstrom und Ostfluß. Naturschönheiten in einer solchen Häufung und Vielfalt hatten nur wenige Landschaften unserer engeren Heimat aufzuweisen. Wanderungen in den Randbereichen des Waldes bis zu den nähergelegenen Waldwiesen, entlang den ausgedehnten Memelwiesen mit den zahlreichen Fischteichen, eine Dampferfahrt auf dem Memelstrom bis Schmallingken/Waldheide oder eine Schlittenfahrt durch den schlafenden Winterwald, waren für jeden Naturfreund unvergeßliche Erlebnisse. Ein Hauch der einstigen großen Wildnis, zu deren Ausläufern dieses Waldgebiet vor vielen Jahrhunderten gehörte, beschlich den einsamen Wanderer auf seinen Pfaden.

1946 sind die nicht geflüchteten Bewohner der Umgebung und die Bewohner, die nach mißlungener Flucht zurückgekehrt waren, von den russischen Besatzungstruppen in die Kirchdörfer Trappen und Haselberg (Lasdehnen) zusammengezogen worden. Alle arbeitsfähigen Männer und Frauen wurden zum Holzeinschlag herangezogen. Die nutzbaren Bestände sind vollständig abgeholzt worden. Nach Berichten von Landsleuten dieser Gegend, die 1948 aus diesem Gebiet ausgewiesen worden sind, sollen die nicht nutzbaren Waldflächen in Brand gesetzt worden sein. Die Brände sollen über mehrere Jahre hinweg angedauert haben. Wenn diese Berichte zutreffen, dann dürfte es keine Trappener und Memelwalder Forsten mehr geben und die Landschaft um einen viele Jahrhunderte alten Bestandteil ärmer sein.

Vielleicht ist das eine oder andere Tannenbäumchen, das zum Weihnachtsfest im Lichterglanz unsere Wohnungen ziert, soweit es nicht eine Edeltanne ist, ein Abkömmling unseres heimatlichen Waldes, dessen Vorfahren aus dem in der Trappener Darre gewonnenen und in den Westen des Reiches gelieferten Samen

stammen, und somit zwar ein bescheidener, aber immerhin der Erinnerung werter Abglanz unserer geliebten Heimat und ihrer Wälder.

Walter Broszeit\*

## Glücklicher Tag – fröhliche Jagd

Wenn der Wind über die Stoppelfelder wehte und die unendlich grüne Fläche des Waldes an der Memel sich bunt gefärbt hatte, dann begann auch bei uns zu Hause für die Jäger die Zeit frohen und lauten Jagens. Die Zeit der Gesellschaftsjagden war gekommen, der Jagden, die immer eine ganze Schar von Jägern vereinigten und bei denen weder die guten und getreuen Treiber noch die bewährten vierbeinigen Jagdgefährten fehlen durften. Höhepunkt jedoch waren die winterlichen Treibjagden. Welch eine Wirkung auf Sinne und Gemüt ging von einem solchen Jagdtag im heimatlichen Revier aus, wenn der Schnee die kahlen Äste und nadeligen Zweige eingehüllt hatte in seine glitzernde Last oder der Rauhref Märchenzauber über sie breitete, wenn in das tiefe weiße Schweigen, in dem Wald und Flur ruhten, hell das Horn erklang und nach Stunden der Neugier und Spannung, des Jagdglücks oder der Enttäuschung am Abend die Strecke verblasen wurde und das „Hirsch tot“, „Sau tot“ oder „Hasen tot“ feierlich verhallte.

Von einer solchen heimatlichen Treibjagd soll im folgenden die Rede sein. Sie gehört sicher nicht zu den ganz großen jagdlichen Ereignissen, wie sie auch im Bereich des unter dem Namen „Lasdehner Heide“ bekannten Gebietes stattgefunden haben, aber sie war meine erste, an der ich – damals in der Ausbildung für den staatlichen Forstdienst – teilnahm und die mir daher besonders eindrucksvoll und lebendig in meinem Gedächtnis haften geblieben ist. Es kommt ja hier nicht darauf an, eine Superjagd zu beschwören, sondern ich möchte Ihnen, meine lieben Landsleute, das Bild eines gerade aus Ostpreußen nicht wegzudenkenden winterlichen Ereignisses so nachzeichnen, daß es dem Jäger wie dem jagd- und naturverbundenen Menschen gleichermaßen zur Freude gereicht.

Telefonisch war die Einladung an den Revierförster ergangen. Auf Fuchs, Fasan und Hase sollte es gehen. Verpflegung aus dem Rucksack.

\*) Dieser interessante Bericht, der in anschaulicher Weise die Landschaft mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt sowie die in den Walddörfern lebenden Bewohner beschreibt, erfährt durch die nachfolgende detaillierte Schilderung eines jagdlichen Erlebnisses im heimatlichen Revier eine wertvolle Ergänzung.

„Und bringen Sie Ihren Eleven mit“, hatte der Jagdherr hinzugefügt.

„Gut, Weidmannsdank! Wir werden kommen.“

Es ist ein herrlicher, windstiller Wintertag. Fünfzehn Grad unter Null zeigt das Thermometer, ein Wetter also, wie man es sich für einen solchen Jagdtag wünscht. Die Flocken schweben behutsam und schaukelnd herab, als wir mit dem leichten Schlitten aufbrechen. Gut eine halbe Stunde haben wir von der Revierförsterei Tulpeningken bis Grenzwald zu fahren. Schnell haben wir das Forsthaus hinter uns gelassen, und der Wald nimmt uns auf. Ein wunderbarer Märchenzauber zieht uns in seinen Bann. Die Kufen gleiten über den weichen Teppich weißer Kristalle, vorbei an versteckten Lichtungen, an riesigen Einschlügen und jungen Kiefern- und Fichtenschonungen, die der schwere Schnee begraben hat. Ja, der Schnee! Er hat den ganzen Wald verwandelt, wie zu einem weißen Dornröschenschlaf verzaubert. Locker liegt „Liese“ im Riemenzeug. Sie schnaubt weiße Dampfkegel in die klare Luft, und an unseren Uniformkragen wachsen feine Reifhaare.

Als wir am Sammelplatz eintreffen, herrscht dort schon eine ausgelassene Stimmung. Förster und deren Vorgesetzte, Herren der Kreis- und Gemeindeverwaltung, Landwirte, Freunde des Jagdherrn aus der Stadt, Haumeister und Waldarbeiter füllen den Hof mit der kräftigen Fröhlichkeit ihrer Männerstimmen.

Man habe sich lange nicht gesehen, was ja für die nächste Zeit nun wohl anders werden würde. Ob man denn auch in Waldlinden dabei sei, nächste Woche?

Die in Pelz eingemummten Kutscher mit ihren bereiften Bärten, die sich alle gut kennen, tauschen beim Ausspannen das Neueste über ihre Tiere und ihre Herren aus.

„Du, Franz, mien Oler wär jestre Jagdkönig in Karpfenwinkel biem Hermoneit.“

„Na, doa het et hindreher wohl oak good to eete und to drinke gegewe?“

„Loat man sinn, Miener versteiht wat von de Driewjagd. Dat wart ok hiede goahne wie jeschmeert!“

Endlich ertönt das Signal „Begrüßung“. Der Jagdherr gibt noch einmal bekannt, was geschossen wird, teilt die Schützen in zwei Gruppen ein und verteilt sie gleichmäßig auf die inzwischen vorgefahrenen, mit Strohsäcken belegten zwei Ackerschlitten. Er ermahnt die Jagdgäste, vorsichtig mit dem Gewehr umzugehen und beim Abblasen unter allen Umständen sofort zu entladen. Nach dem „Weidmannsheil“ wird noch schnell ein Zielwasser getrunken, Pfeifen werden gestopft und Zigarren angezündet. „Aufbruch“ zur Jagd verkündet das Horn. Dann setzt sich die

Corona in Bewegung. Die 28 Treiber übernehmen auf vier Schlitten die Spitze.

Während die Schützen an ihren Ständen abgesetzt werden, steht die Treiberkette bereits. Zuerst wird eine lichte, etwa zehnjährige Schonung getrieben. Hier werden Fasanen erwartet, richtig, schon während des Antreibens streicht laut gockend ein Hahn ab. Langsam setzen sich die Treiber in Bewegung und dringen mit lautem Hallo in die Schonung ein. Ich gehe in diesem Treiben mit ihnen. Die Hunde suchen eifrig vor uns, und plötzlich wird der kleine Terrier meines Nachbarn laut, um mit seinem „Jeff – Jeff“ in Richtung Schützenkette zu verschwinden. Weiter vorn fallen jetzt einige Schüsse, und das Rufen der Treiber schwillt an. Dazu der Laut der Hunde. Am Feldrand angekommen, wird „Hahn in Ruh“ geblasen.

Neun Hähne wurden in diesem Treiben geschossen. Ermuntert durch diesen erfreulichen Anfang gehen wir zum nächsten Treiben. Es besteht aus einem großen Acker, der von drei Seiten durch lichten Hochwald begrenzt wird. Ein wahres Dorado für Hasen. Ich habe den mir zugewiesenen Stand an der offenen Seite des großen Rechtecks eingenommen und bin voll glücklicher, gespannter Erwartung. Dann und wann läßt die Sonne das Wintermärchen um mich herum in glitzernder Pracht aufleuchten. An dem Haselbusch neben mir hängen lange, weiße Bänder in tiefen Girlanden; es sind die bereiften Spinnfäden der Kreuzspinne, die irgendwo im Laub erfror. Wie die Filigranarbeit eines Goldschmiedes sieht die trockene Distel aus die auf ihrem zuckerbehangenen Stengel ein Krönlein aus Diamanten trägt. Und unter den silbrigen, hohen Stämmen liegt das große Schweigen, das träumt von dem nächsten Sommer, wo hier wieder das Jubilieren der hellen Tage sein wird.

Weich hallt das Hornsignal zum Antreiben durch die frostklare Luft. Das zweite Treiben wird angeblasen. „Hoas up“, „Hoas up“ klingt es zu mir herüber. Die Klappern der Treiber lärmen. Eichelhäher streichen laut rätschend durch die Baumwipfel, und ich werde einen Augenblick abgelenkt, das rettet einem Hasen das Leben. Ich sehe nur noch seine weiße Blume und habe das Nachsehen.

Da wird plötzlich ein Hund laut, und schon erscheint ein starker Hase, der hochflüchtig auf den Wald zuhält. Hoch die Flinte. „Bautz!“ Im Knall rolliert er, und ich habe meinen ersten Hasen – ein noch nicht gekanntes Glücksgefühl nimmt von mir Besitz.

Gerade habe ich nachgeladen, als unweit von mir ein Hahn abstreicht. Als er von meinem Nachbarn gefehlt wird, dreht er bei und kommt zurück, genau auf mich zu. Ich schwinde mit, und als

er über mir ist, drücke ich ab. Im Schuß fällt er wie ein Stein zu Boden.

Das Klappern und Rufen der Treiber schwillt rapide an. Die Hasen, die Füchse, sie stellen kurz die Lauscher hoch, drücken sich fest an den Boden, werden gleich wieder hoch, erliegen der Panik. Immer mehr Schüsse fallen. Doch es sind verdächtig viel Fehlschüsse dabei, was nicht gerade als ein gutes Zeichen zu werten ist. Nach und nach nimmt der Hasenschlitten die bisherige Strecke auf und bringt sie zum Sammelplatz.

Nach dem vierten Treiben begeben wir uns zum kurzen Frühstück. Dabei bleiben wir im Revier. In einer Mulde, einen Steinwurf vom Rand des Bestandes, hat der Jagdherr ein Feuer machen lassen. Teils stehend, teils auf Baumstämmen sitzend, wird den belegten Broten und dem Punsch – von der Ehefrau des Jagdherrn freundlich dargeboten – eifrig zugesprochen. Erholung ist diese Ruhepause. Die Kräfte kehren wieder, das gut schmeckende Getränk verfehlt seine Wirkung nicht. Hitzige Debatten werden geführt, Erfahrungen ausgetauscht, Bravourstücke machen die Runde, nur die „kleinen“ Kümmernisse werden verschwiegen – wer spricht auch schon gerne über sie.

Und wieder erklingt das Signal „Aufbruch“. Weiter geht die Jagd. Gleich nach dem Antreiben flüchtet ein Sprung Rehe aus dem Treiben heraus, hinüber über den verschneiten Acker zum nächsten schützenden Waldstück. Zwei Hasen, die es den Rehen gleich tun wollen, haben Glück. Die zwei Schüsse meines Nachbarn gehen fehl. Eine „prachtvolle“ Doublette, und es war nicht die erste, die an diesem Tag vorbeiging. Da meldet sich auch schon vorwitzig ein Treiber, so ein kiewiger Hansdampf in allen Gassen: „Erbarmung – Herr, doane se doch mohl so, als wenn se dem Hoas nich treffe welle, am End treffe se em denn! Kicke se mohl dem junge Jrienrock (dabei lachte er augenzwinkernd zu mir herüber), wo der henschett, doa licht ok watt!“

Noch ein Feldtreiben wird durchgeführt. Ich bekomme einen vorzüglichen Stand angewiesen, direkt an der verkehrsarmen Straße von Tulpeningken nach Grenzwald. Der Stand scheint vielversprechend: Vor mir das sanft ansteigende Feld, ein Baum und der tiefverschneite Graben als Deckung. Von hier aus kann ich das ganze Treiben übersehen, das von weit hinten über die leichte Anhöhe auf mich zukommt. Es kommt näher und wird lebhafter. Ich sehe einige Hasen Männchen machen, sie zunächst ziellos in die Runde hoppeln, aber dann gegen den Wind und die Anhöhe laufen. Es knallt in der ganzen Umgebung, doch ich habe nun keinen Anlauf mehr, und meine Läufe bleiben kalt.

Die Sonne sinkt. Das Treiben wird abgeblasen. Die Jagd ist zu Ende. Der Wildschlitten sammelt das Wild ein, wir werden wieder

auf die Ackerschritten verfrachtet und in schlankem Trab sausen die Schlitten auf der Waldstraße zum Gehöft in Grenzwald. Hier wird die Strecke gelegt. In die erste Reihe kommen die Füchse, die Luntten nach oben gebogen. In der zweiten Reihe finden sich die Hasen. Die dritte Reihe nimmt die Fasanen auf. Hinter der Strecke haben die Bläser und Treiber Aufstellung genommen, die Hunde am linken Flügel, davor stehen die Schützen und der Jagdherr.

Inzwischen hat sich die Dämmerung über das Land gesenkt, nur ein schmaler heller Streifen steht noch am westlichen Himmel. Die Fackeln mit ihrem Licht- und Schattenspiel geben der ganzen Szenerie ein feierliches Gepräge. Der Jagdherr gebietet Ruhe und gibt bekannt: „Es sind erlegt: Vier Füchse, 42 Hasen und elf Fasanen, im ganzen 57 Stück Wild. Ich bitte, die Strecke zu verblasen.“

Auf ein Zeichen setzen die Bläser ruckartig die Hörner an und blasen „Fuchs tot“, „Hasen tot“, „Flugwild tot“, „Jagd vorbei“, „Halali“. Mit einem freudigen „Weidmannsheil“ beschließt der Jagdherr die Zeremonie. „Weidmannsdank“, schallt es laut zurück.

## Landsleute!

Denken Sie bitte an Ihr Spendenopfer! Jeder eingegangene Betrag hilft uns weiter! Zur Erfüllung unserer weiteren heimatpolitischen Aufgaben sind wir auf Eigenmittel in Form von Spenden angewiesen.

Beachten Sie, daß sich Druckkosten und Porto ständig erhöhen.

Legen Sie deshalb die Zahlkarte nicht achtlos beiseite!

Vielen Dank!

„Wer nach froh verlebter Jagd eilig aus dem Staub sich macht — der ist kein Jäger nicht“, heißt es in einem schönen alten Jägerlied. Aber so etwas kam bei uns in Ostpreußen nicht vor. Auch meine erste, so erfolgreiche Treibjagd wurde mit einem geselligen Beisammensein, dem sogenannten Schüsseltreiben, beendet. Nach einer kräftigen Erbsensuppe mit Speck dankte der Jagdkönig dem Jagdherrn für den gelungenen Jagdtag, der Hausfrau für die Sorge um das Wohl der Gäste und den Treibern für ihre so wichtige Mitwirkung. Bei fröhlichem Umtrunk — mitten im Lande des „Pillkaller“ — und manchem alten Jägerlied erlebte ich noch einmal die ganze Jagd. Mit dem Gefühl vollster Erfüllung treten wir erst spät in der Nacht die Heimfahrt zum Forsthaus an.

Hans-Georg Tautorat

## Der Rasemuck

Es war Weihnachten. Der Vater einer kinderreichen Familie wollte zum Fest ein Weihnachtsbäumchen holen aus dem nahegelegenen Wäldchen. Im 18. Jahrhundert waren die Gesetze nicht so streng wie heute. Es waren aber doch einige Kilometer zu laufen, es war ein kalter heller Winterabend, und wie er des Weges ging, siehe da: Im Graben lag ein Hase! Der Mann hatte seinen Spazierstock mit und schlug zu. Der Hieb war gut, und das arme Häschen war tot.

Nun ging der Vater noch das Bäumchen holen. Er kam glückstrahlend nach Hause und übergab der Mutter den Hasen; das sollte doch der Weihnachtsbraten werden. Aber — es sollte doch ein Geheimnis bleiben; denn selbsterlegtes Wild ohne Jagdschein war auch damals verboten. Mutter hängt den Hasen in der Speisekammer hoch mit dem Geheiß, zu den Kindern keinem etwas zu sagen. Doch die fragten, was das denn sei. Sie kannten wohl keinen Hasen. Mutter sagte, es sei ein Rasemuck! Nun kommt eines Tages die Nachbarsfrau —, und da gleich zwei von den Kindern: „Tante Gollub, wir haben einen Rasemuck! Komm sehen, hier hängt er!“ Nun bekam Mutter es mit der Angst zu tun. So gab sie Frau Gollub die Hälfte von dem Hasenbraten ab, damit die Frau nichts von dem Rasemuck ausplaudert. Aber es war doch eine schöne Weihnachten mit Christbaum und Hasenbraten.

(Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus dem Buch „Märchenwelt des Preußenlandes“ von Alfred Cammann — 604 Seiten. Leinen 32,— DM. Otto-Meissners-Verlag, 3142 Bleckede/Elbe, Postfach 106 —)

## Heimatliche Literatur

### **„Ragnit im Wandel der Zeiten“,**

ein Beitrag zur Geschichte der Stadt an der Memel (mit Stadtplan und zahlreichen Bildern) von Hans-Georg Tautorat (12,50 DM plus Porto und Verpackung) und

### **„Der Kreis Tilsit-Ragnit“,**

ein umfassender Dokumentationsbericht über unseren Heimatkreis von seiner Entstehung bis zum Kriegsende 1945 aus der Sicht eines preußischen Landrats, von Dr. Fritz Brix † (10,- DM einschl. Porto und Verpackung).

Die Auflagen beider Werke sind begrenzt; es empfiehlt sich daher, Ihre Bestellung baldmöglichst aufzugeben.

Aus vorhandenen Restbeständen bieten wir ferner an:

**„RAGNIT“, ein Rundgang durch die unvergessene Stadt an der Memel**“ (mit Stadtplan), von Hans-Georg Tautorat, herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit.

**Stückpreis: nunmehr 1,- DM plus Versandporto.**

**„Land an der Memel“**, überzählige Heimatrundbriefe der Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit (Weihnachten 73, Pfingsten 73 und 74).

**Kostenlos** (begrenzter Vorrat).

Bestellungen sind an unsere Geschäftsstelle, 314 Lüneburg, Schillerstraße 8 I r., zu richten.

Der Kreisausschuß

## **Veranstaltungshinweise**

### **Anfang Juni 1975:**

Jahreshaupttreffen gemeinsam mit Tilsit-Stadt und Elchniederung in Lüneburg.

Der genaue Termin und das Trefflokal werden noch rechtzeitig im Ostpreußenblatt bekanntgemacht.

### **28. und 29. Juni 1975:**

Patenschaftstreffen der Groblenkenauer in Heikendorf.  
Weitere Veranstaltungen veröffentlichen wir im Pfingstrundbrief 1975.

## **Druckbeginn des „preußischen Wörterbuches“**

Seit 1953 arbeitet Prof. Dr. Erhard Riemann vom Germanistischen Seminar der Universität Kiel im Auftrag der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur an der Vorbereitung des „Preußischen Wörterbuches“, des Wörterbuches der jetzt schnell absterbenden ost- und westpreußischen Mundarten.

Schon vor dem letzten Kriege war an der Universität Königsberg unter der Leitung von Prof. Dr. Walther Ziese eine „Preußisches Wörterbuch“ im Entstehen, von dem bis Kriegsende erst 1½ Bände ausgedruckt waren. Das umfangreiche Wörterbucharchiv wurde trotz Auslagerung in die Uckermark 1945 durch Kriegseinwirkung restlos vernichtet.

Als Prof. Riemann 1952 den Wörterbuchauftrag übernahm, war ihm klar, daß die Riesenarbeit, die einst geleistet war, nun noch einmal unter viel schwierigeren Verhältnissen getan werden mußte. Schon 1953 erklärte sich die Deutsche Forschungsgemeinschaft bereit, die Sachausgaben für das Preußische Wörterbuch zu übernehmen. Damit war es in die Reihe der großen, langfristig finanzierten Unternehmungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft aufgenommen.

Die Materialsammlung erfolgte mit Hilfe von Fragebogen. Im Laufe von 10 Jahren wurden an einen festen Stamm von etwa 425 ost- und westpreußischen

Gewährsleuten, die aus allen Bevölkerungsschichten stammten und von denen jeder für die Mundart eines bestimmten Ortes zuständig war, 50 Wortfragebogen hinausgeschickt, in denen rund 2 500 Begriffe abgefragt wurden. Diese Fragebogen wurden jahrelang von einer Arbeitsgruppe von etwa 12 Studenten verzettelt, d. h. die Eintragungen wurden auf Wortzettel übertragen, die dann alphabetisch in das Wörterbucharchiv eingeordnet wurden. Darüber hinaus wurden viele private Wortsammlungen und Manuskripte, vor allem aber die gesamte ost- und westpreußische Mundliteratur, das wissenschaftliche Schrifttum über die nordostdeutschen Mundarten sowie alle heimatkundliche Literatur, in der irgendwo Mundartworte erwähnt werden, ausgewertet. Neben der Materialsammlung mit Hilfe von Fragebogen stand die Mundartaufnahme mit Tonbandgerät. Das Archiv des Wörterbuches umfaßt heute knapp 2 Millionen Wortzettel.

Nach langer Vorbereitungszeit hat nun der Druck des Werkes im Karl-Wachholtz-Verlag, 235 Neumünster, Gänsemarkt 1-3, begonnen. Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft erscheint es als ein Fortsetzungswerk von 4 Bänden und einem Registerband. Es wird in Lieferungen von je 64 Seiten Umfang zum Preise von 20,— DM herausgegeben. Jeder Band soll 10 Lieferungen umfassen. Die beiden ersten Lieferungen, die Einführungslieferung und die erste Textlieferung, wurden soeben ausgeliefert und können bei jeder Buchhandlung oder direkt beim Verlag bestellt werden.

Die dem Wörterbuch beigegebenen Wortkarten werden die Schichtung der preußischen Sprachlandschaft verdeutlichen, die durch die Tatsachen der Bevölkerungsgeschichte bedingt ist. Altpreußische bzw. pomoranische Grundbevölkerung, deutsche Siedler des Mittelalters und der späteren Jahrhunderte und Zuwanderer aus den Niederlanden, aus dem litauischen und masowischen Raum waren hier zu einem neuen deutschen Teilstamm zusammengeschmolzen. Nicht nur verschiedene sprachliche Komponenten waren hier eine neue Einheit eingegangen, sondern der Raum stand auch in einem ständigen Kulturaustausch mit den slawischen und baltischen Nachbarn und hatte somit eine Brückenfunktion zu den Völkern des Ostens.

Das „Preußische Wörterbuch“ hat zunächst einmal Bedeutung für die Sprachwissenschaft, weil hier die letzte Möglichkeit genutzt wurde, die absterbenden Mundarten des deutschen Nordostens vor ihrem völligen Verklingen in ihrem Wortschatz und Lautstand noch einmal aufzuzeichnen. Aber auch jedem Ost- und Westpreußen wird dies Mundartwörterbuch etwas sagen. Wenn er selbst in seiner Jugend noch Platt gesprochen hat, wird er in ihm die Stimme der Heimat hören. Er wird in ihm nicht nur den unendlich reichen Wortschatz der Heimatmundarten wiederfinden, sondern auch die Fülle treffender, besinnlicher und lustiger Redensarten, Sprichwörter und Volksreime, in denen sich das Wesen des ost- und westpreußischen Menschenschlages widerspiegelt. Das „Preußische Wörterbuch“ sollte nicht nur als wissenschaftliches Werk in Bibliotheken stehen, sondern als ein echtes Heimatwerk seinen Weg in viele ost- und westpreußische Familien finden.

## Weihnachtsmärchen

Es war in der Zeit, als der Weihnachtsbaum seinen Einzug in die Häuser und Familien hielt. Dieser Brauch war vor vielen Jahren noch unbekannt und setzte sich erst nach und nach durch. — In dieser Zeit lebte in Klobschin eine Bauernfamilie, die noch nie einen Christbaum zu Weihnachten gehabt hatte. Die Frau wünschte sich aber so sehr ein Bäumchen zum Fest, daß sie schon wochenlang vorher davon redete. Der Mann wollte aber nichts davon wissen und schimpfte über den neumodischen Kram, den die Frau da einführen wollte.

So rückte Weihnachten immer näher, und als der Heilige Abend anbrach, machte sich der kleine Otto, der den Streit zwischen seinen Eltern immer mit angehört hatte, auf den Weg in den Wald, um eine kleine Tanne zu holen. Er wollte doch seiner Mutter zu Weihnachten eine Freude machen. Es war ein herrliches Winterwetter, und Weg und Steg waren verschneit. Als der Junge mit seinem Bäumchen nun den Rückweg antrat, war es bereits Abend geworden. Auch hatte es zu schneien angefangen. Erst nur ein wenig, dann stärker und immer stärker, so daß der kleine Kerl kaum noch gucken konnte. Der kleine Otto ging und ging, und es wurde dunkel, und immer dichter fielen die Schneeflocken, bis daraus ein richtiger Schneesturm wurde. Vor Angst und Müdigkeit setzte sich der Junge öfters mal in den Schnee, um auszuruhen; aber immer wieder raffte er sich auf, denn er wollte doch schnell nach Hause. Doch was war das? Stand da nicht jemand und winkte ihm? Er ging auf die Gestalt zu; aber da war es nur ein Wacholderstrauch. Aber da, da war doch jemand, der bewegt sich doch! Als Otto aber näherkam, war es wieder nur ein Wacholder. So war er aber ganz vom Wege abgekommen und wußte nicht mehr, wo er war. Er war schon fast am Ende seiner Kraft, da gab der Boden unter seinen Füßen nach, und er versank im Schnee. Immer wieder versuchte er aus dem Loche, oder was es sonst sein mochte, herauszukommen; aber es gelang ihm nicht. Das Tannenbäumchen hatte er bei seinem Einbruch in den Schnee auch verloren. So setzte er sich vor Angst und Müdigkeit in die Schneehöhle und schlief ein.

Plötzlich war ihm, als ob ihn jemand anstieß, und als er die Augen aufmachte, war er vor einem wunderschönen verschneiten Schloß. Alles glitzerte und schimmerte von Eiskristallen, und vor dem Schloß stand ein großer Weihnachtsbaum mit brennenden Kerzen, und Musik ertönte. Vor der Türe des Schlosses stand eine weiße Gestalt und winkte.

Immer näher ging der kleine Otto, und als die weiße Gestalt nach ihm fassen wollte, wurde er plötzlich hochgehoben und gerüttelt.

Als er die Augen aufmachte, sah er seinen Vater und noch einen Mann, und er fror so, daß ihm die Zähne klapperten. — Das Verschwinden des kleinen Otto war zu Hause mit großer Sorge bemerkt worden. Als alles Rufen und Suchen ergebnislos verlaufen war, fiel der Mutter plötzlich ein, daß der Junge womöglich in den Wald nach einem Weihnachtsbäumchen gegangen sein könnte. Der Vater machte sich mit einer Laterne auf den Weg in den Wald, suchte und rief; aber er konnte nichts von seinem Sohn finden. Da ging er zu einem Bauern, der in der Nähe des Waldes wohnte, und fragte nach, ob jemand etwas von dem kleinen Otto gesehen habe. „Nein“, sagten alle, aber der Bauer wollte mit suchen helfen. „Was die Hunde nur heute haben“, sagte die Bäuerin, „sie bellen schon über eine Stunde und laufen immer aufs Feld!“ — „So wollen wir doch mal nachsehen, vielleicht haben sie eine Spur von unserem Jungen“, sagte der besorgte Vater.

Die beiden Männer gingen nun mit den Hunden los und sahen nach kurzer Zeit einen Schneehügel. Als der Bauer nachschaute, kam ein Tannenbäumchen zum Vorschein. So ging der Vater noch ein paar Schritte und verschwand plötzlich auch im Schnee wie einige Zeit vorher sein Sohn. Er war in einen tiefen Graben gestürzt, der von einer Torfmiß (Torfkuhle) zur anderen führte. Dort fand er auch seinen Jungen in einem Hohlraum unter dem Schnee in tiefem Schlaf. Schnell brachten die Männer das frierende Kind ins Haus. Dort erzählte der kleine Otto, was er geträumt hatte, und alle bekamen einen Schreck. Der weiße Tod hatte die Hand schon nach dem Jungen ausgestreckt. Weinend drückte die Mutter ihren Jungen in die Arme. Dann stellten sie das Weihnachtsbäumchen ins Zimmer und feierten Weihnachten. Seit dieser Zeit stand Jahr für Jahr ein Weihnachtsbaum im Hause des Bauern. Die Geschichte wurde aber an jedem Weihnachtsabend erzählt. Und als der kleine Otto schon längst groß war und selbst Kinder hatte, erzählte er diesen wieder sein Weihnachtsmärchen. — Die Geschichte ist wahr, aber wer sie nicht glaubt, für den ist es ein Märchen.

(Aus „Märchenwelt des Preußenlandes“ von Alfred Cammann)

- 
- Herausgeber:** Kreiskommune Tilsit-Ragnit in der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.
- Kreisvertreter:** Matthias Hofer, 2301 Mielkendorf ü. Kiel
- Schriftleitung:** Gert-Joachim Jürgens, 314 Lüneburg, Schillerstraße 8 I r., an welchen auch Einsendungen für den Rundbrief zu richten sind
- Druck:** Hermann Sönksen, Druckerei und Verlag, 232 Plön, Postfach 9
- Auflage:** z. Zt. 4 500 Exemplare